

~ JULIA CSABAI · EVELYN CSABAI ~

ALLER
LETZTER
AUFRUF
TEGEL!

ERINNERUNGEN AN
DEN TOLLSTEN FLUGHAFEN
DER WELT



berlin edition im
be.bra verlag

Julia Csabai · Evelyn Csabai

ALLER LETZTER AUFRUF TEGEL!

Erinnerungen an
den tollsten Flughafen
der Welt

@book im
be.bra verlag

Für Nina

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CDROMs, CDs, Videos, in
weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

ebook im be.bra verlag, 2020

© der Originalausgabe:

berlin edition im be.bra verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2020

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Gabriele Dietz, Berlin

Umschlag: hawemannundmosch, Berlin

ISBN 978-3-8393-4136-0 (epub)

ISBN 978-3-8148-0249-7 (print)

www.bebraverlag.de

INHALT

Allerletzter Aufruf!

Abschied von Tegel

Angekommen - abgeflogen

Einmal rund ums Terminal

Rosenkavaliere

Abschied und Begrüßung

Wende gut, alles gut

Neue Perspektiven nach 1989

Lost & Found

Was nicht angewachsen ist, wird liegen gelassen

Blumen aus Amsterdam

Stammkunden und Vielflieger

Glanz und Gloria

Pan Am Berlin

Tegel- Istanbul und zurück

Die Anfänge des Charterflugs

Von Sammlern und Jägern

Planespotter

Die übliche Schmuggelware

Was soll zum Zoll?

Hunde wollen keine Flügel

Liebliche in der Box

Die Angst fliegt mit

... und was man dagegen tun kann

Fliegende Flachmänner

Wer trinkt, bleibt am Boden

»Ready to fly«

Die größten Katastrophen

Last call for ...

Spät und zu spät!

Ein Meer von Koffern

Wenn nichts mehr fliegt

V.I.A.s

Schwierige Passagiere

Gekommen, um zu bleiben

Flughafen-Bewohner

Shoppen und Schlemmen

Zeitvertreib im Hochbetrieb

Sex and Drugs and Rock 'n' Roll

Sicherheitskontrollen

Auf Höhenflug

Promis in Tegel

Sicherheitszonen

Staatsgäste und Protokoll

Putzick

Schmutz- und Klogeschichten

Goodbye Tegel

Endspurt und Abschied

Chronik des Flughafens Tegel

Bildnachweis

Dank

Die Autorinnen

Alle Schilderungen in diesem Buch beruhen auf wahren Begebenheiten und von den Autorinnen geführten Interviews. Auch wenn vieles unglaublich klingt - nichts ist erfunden! Zum Schutz ihrer Privatsphäre haben wir jedoch (abgesehen von den aus Funk und Fernsehen bekannten Prominenten) die Namen und andere eindeutige Erkennungszeichen aller erwähnten Personen geändert.

»**ALLERLETZTER AUFRUF!**«

ABSCHIED VON TEGEL



Durch die langjährige Teilung der Stadt gab und gibt es in Berlin so einiges doppelt. Zwei Zoos, zwei Opernhäuser, zwei Flaniermeilen, einen Funk- und einen Fernsehturm. Sogar die großen Musiktheater gab es im Doppelpack: das Theater des Westens in Charlottenburg und der Friedrichstadtpalast in Berlin-Mitte. An heißen Tagen vergnügten sich die West-Berliner im damals größten Strandbad am Wannsee, während die Ost-Berliner ihren Müggelsee in Beschlag nahmen. Und natürlich gab es auch zwei (bis 2008 sogar drei) Flughäfen. Vom Ost-Berliner Flughafen Schönefeld flog die Interflug nicht in die große weite Welt, sondern zunächst einmal nur innerdeutsch und in die sozialistischen Brüderländer. Für die Insel West-Berlin war der Flughafen Tegel das Tor zur Welt. Ein Wahrzeichen, das für viele mit Heimatgefühlen verbunden ist und nach der Wende für ganz Berlin zum Symbol der neu gewonnenen Freiheit wurde.

Geschichtsträchtig und bedeutend war der Flughafen Tegel und löste immer wieder nostalgische Gefühle bei den Berlinern aus. Und Erinnerungen: an die erste USA-Reise, an den ersten Flug auf die Kanarischen Inseln, die jährliche Heimreise der »Gastarbeiter« in die Türkei oder an den beliebten Mallorca-Shuttle der Air Berlin.

Es gibt in der ganzen Welt keinen anderen Flughafen, dessen Bedeutung sich so oft änderte. Bereits 2012 sollte er schließen und schloss dann doch nicht. Immer wieder hieß es Abschied nehmen, und dann musste man es doch nicht. Jahrelang wurde die Schließung verschoben und immer wieder aufs Neue abgesagt. Selbst die coronabedingte Betriebsstilllegung im Sommer 2020 entpuppte sich am Ende nur als vorübergehend. Eine Gnadenfrist folgte auf die andere und das Schicksal Tegels gestaltete sich ganz nach dem Motto »Totgesagte leben länger«. In diesen turbulenten Zeiten kochten in Berlin die Emotionen hoch: Über Tegel wurde berichtet, geschrieben, diskutiert, abgestimmt, debattiert. Um Tegel wurde gebangt. Und immer wieder aufs Neue gebangt. Nur kalt ließ das Thema keinen.

Der West-Berliner Flughafen Tegel war schon bei der Eröffnung 1974 eine Besonderheit und ist es bis zur Schließung geblieben. Einst war er der modernste Flughafen Europas, mit der längsten Landebahn und mit einer außergewöhnlichen Architektur. Ein futuristisches Sechseck, eine Architekturikone, die mit der Zeit zu einem Wahrzeichen wurde. Hier spielte sich das glamouröse Zeitalter der Pan Am ab. Hier startete der erste Direktflug nach New York. Hierher durfte jahrzehntelang keine deutsche Airline fliegen. Erst nach der Wiedervereinigung landete die Lufthansa in Tegel, am 28. Oktober 1990, und wurde mit dem Lied »Das ist die Berliner Luft« vom Polizeiorchester in Empfang genommen. Hier kamen John F. Kennedy, Bill Clinton, Barack Obama oder Papst

Johannes Paul II. an. Und jährlich Millionen Berliner und Nicht-Berliner.

Der wichtigste Flughafen der Stadt wurde mit der Zeit ein richtiger Berliner mit typischen Berliner Eigenschaften: große Schnauze und ein noch größeres Herz. Schroff, zäh, individuell und gelassen im Angesicht des Chaos. Ein Stehaufmännchen. Gepaart mit einer »Jetzt erst recht«-Mentalität, aus allem das Beste zu machen. Tegel konnte einstecken und war, ganz in Berliner Manier, voller Provisorien. Außergewöhnlich und liebenswert. Ein ehrlicher Flughafen, auf dem es um das Fliegen und nicht um den Konsum ging.

Die innerstädtische Lage machte Tegel auch bei den Touristen beliebt. Obwohl der erste Anblick zuerst viele verwunderte. »Is this the airport? This is so cute!«, staunte eine mit der Delta Airlines gelandete amerikanische Reisegruppe aus New York. Und die hundert Chinesen einer Gruppe aus Peking rieben sich beim Anblick des Hauptterminals verwundert die Augen und ließen ein langes »Oh« und »Ah« folgen.

Fast fünfzig Jahre gab es den Flughafen Tegel. Die Berlinerinnen und Berliner liebten ihn. Das Flug- und Bodenpersonal - vom Piloten bis zu den Reinigungskräften - liebte ihn. Und die Passagiere liebten ihn. Denn an diesem Flughafen herrschte eine besondere Atmosphäre: Die Wege waren kurz, der Umgang miteinander herzlich und familiär. Mitarbeiter aller Airlines packten an, damit der inzwischen in die Jahre gekommene Flughafen die immer höher werdenden Passagierzahlen

bewältigen konnte. Solidarität und Kerosin hielten Tegel am Laufen.

So sehr der Flughafen Tegel geliebt wurde, so sehr wurde er in den letzten Jahren vor seinem Ende geringgeschätzt. Der einst tollste Flughafen der Welt war zum Schmuttelkind geworden. Lange Schlangen, Wartezeiten – ein überfülltes Provisorium aus einer Zeit, in der das Fliegen noch bedeutsam war. Er hat es nicht verdient, so in Erinnerung zu bleiben. Deshalb wollen wir mit diesem Buch daran erinnern, was Tegel ausgemacht hat und warum dieser Flughafen besonders war. Wir sind sicher, viele Fluggäste können unsere sentimentalischen Gefühle nachvollziehen. Denn viele verbinden mit Tegel schöne, dramatische und weltbewegende Ereignisse.

Berlin gewöhnte sich langsam daran, dass die Berliner Ikonen, der Fernbahnhof Zoo oder die Berliner Fluggesellschaft Air Berlin, verschwunden sind. Das nächste unvorstellbare Ende wurde unausweichlich: der emotionsgeladene Abschied vom Flughafen Tegel. Und auch wir wurden emotional. Denn das Phänomen Tegel und die Seele des Flughafens lassen uns nicht los.

Als wir in der harten Phase des Covid-Lockdowns im April 2020 den Airport besuchen durften, fanden wir ein vollständig leeres Hauptgebäude vor. Es war noch gespenstischer, als 2010 beim Ausbruch des isländischen Vulkans Eyjafjallajökull, denn eigentlich durfte niemand mehr das Terminal A betreten. Unsere Schritte hallten laut, als wir durch die menschenleeren Gänge schritten. Ohne Betrieb, ohne die Menschen war Tegel nur noch ein

Gebäude. Es war beklemmend. Für uns fühlte es sich an wie die Generalprobe für die Schließung, das endgültige Aus für Tegel.



Einmalig in Tegel: vom Taxi direkt zum Gate

Nun werden die Dauerflieger nie mehr nur knappe dreißig Minuten vor dem Abflug mit dem Taxi vorfahren können, um noch bequem ihre Maschine zu erreichen. Mit der Schließung des Hauptstadt-Flughafens ging eine Ära zu Ende. Eine Ära voller Geschichte und Geschichten. Wir durften Teil dieses einzigartigen Lebensgefühls werden. Wir haben über fünfundzwanzig Jahre dort gearbeitet und

Kurioses, Menschliches und Herzergreifendes erlebt. Wir kannten nicht nur jedes Eckchen des Gebäudes, wir verbanden mit jedem Winkel auch Geschichten, die in uns lebendig geblieben sind. Denn das Faszinierendste am Flughafen Tegel war seine Lebendigkeit.

Damit diese Lebendigkeit, die Erinnerung nicht verloren geht, haben wir unser Buch geschrieben, überarbeitet, ergänzt, aktualisiert. Selbst wenn jetzt keine Flugzeuge mehr hier starten oder landen, für uns bleibt es dabei: Wir fliegen auf Tegel.

Evelyn und Julia Csabai



ANGEKOMMEN - ABGEFLOGEN

EINMAL RUND UMS TERMINAL

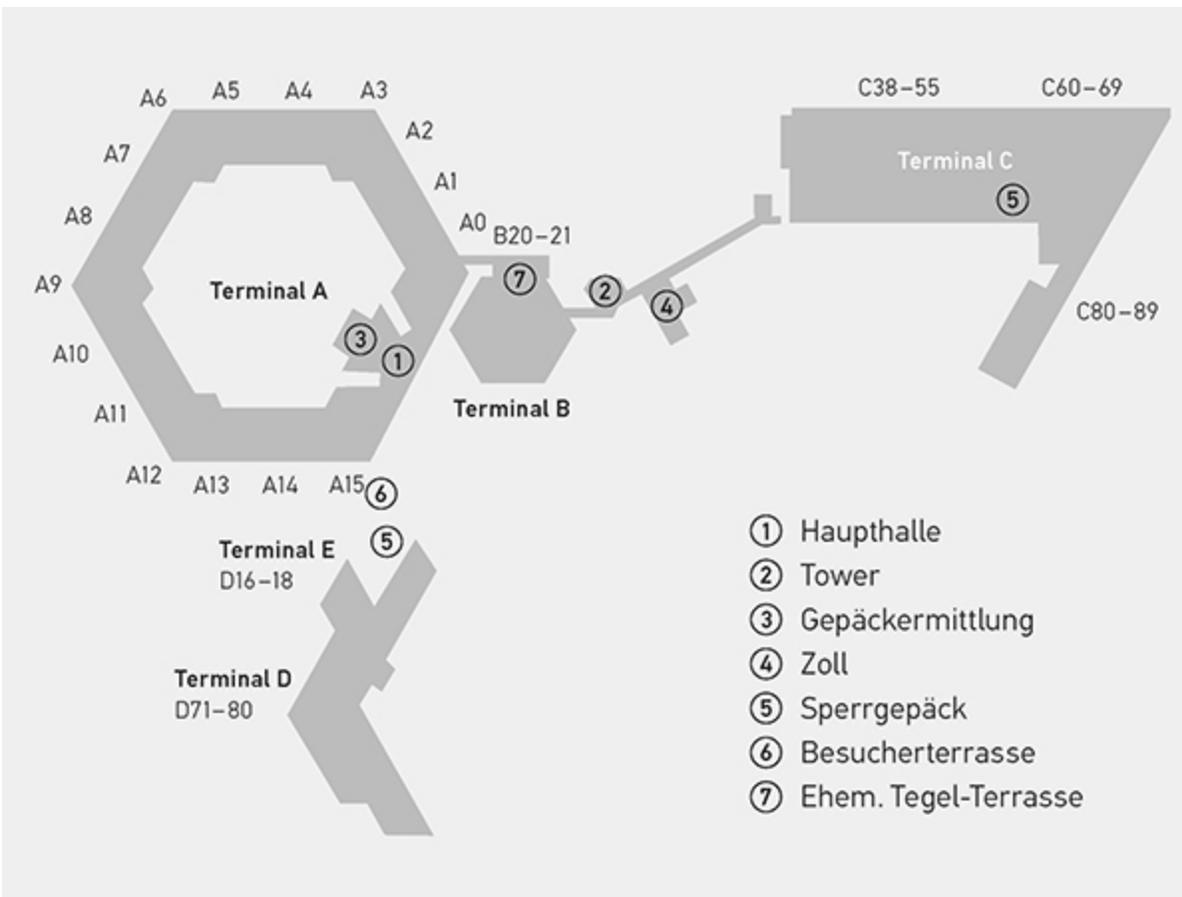


Es war ein Freund, der gerade seine Doktorarbeit schrieb und mit einem Nebenjob am Flughafen das nötige Geld dafür verdiente, durch den wir nach Tegel kamen: Wir sollten in seinem Team Passagierumfragen am Flughafen durchführen. Es war die perfekte Tätigkeit für uns. Wir mussten nur zweimal in der Woche arbeiten und hatten genug Geld zum Studieren. Wir lernten viele Menschen kennen, die sich in einer ähnlichen Situation befanden wie wir: Freiberufler, Künstler, Studenten, Doktoranden, Menschen eben, die Geld brauchten, um ihre Ideen und Wünsche zu realisieren. Für uns war klar, dass wir den Job nur vorübergehend machen würden. Doch es kam anders.

Wir arbeiteten weiter und immer weiter am Flughafen, weiß man doch im künstlerischen Bereich nie, ob der nächste Auftrag kommt oder die nächste Idee verkauft werden kann. Obwohl wir manchmal über Monate nicht in Tegel waren, sind wir immer wieder zurückgekehrt. Schon bald wurden wir Teamleiterinnen und koordinierten gemeinsam die Einsätze. Der Job in Tegel war aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken. Der Flughafen und die Menschen, die dort arbeiteten, die Passagiere, unser immer größer werdendes Team. Die Besucherterrasse, die Ansagen, der Kerosingestank. Die Rollkoffer, das Gedränge,

der Cheeseburger-Geruch. Die Penner, die Flaschensammler, die Kaffeeverkäufer. Die Klofrauen, die blonden Damen von der Lufthansa, die brünetten von der Air France. Unsere Tage am Airport wurden unbemerkt eine Sucht.

Es wurden fünfundzwanzig Jahre, in denen wir Schwestern gemeinsam lustige, traurige und einfach interessante Geschichten miterlebt oder gehört haben. Für dieses Buch haben wir uns entschieden, ganz zu einer Person zu werden und als gemeinsames »Ich« zu schreiben. Denn es sind nicht nur Julias Geschichten und nicht nur Evelyns Geschichten. Es sind unsere Geschichten, es ist unser Rückblick auf vergangene Zeiten.



Der Flughafen der kurzen Wege wurde immer wieder erweitert

Unser Team traf sich meistens unten im Terminal E, eine separierte Halle im Tiefgeschoss mit den reinen Ankunft-Gates 16 bis 18. Daneben befand sich das Bulky Baggage, dort mussten alle als Sperrgepäck deklarierten Gegenstände aufgegeben werden. In dieser unteren Ebene gab es eine ruhigere Ecke, die wir als Treffpunkt, als »Büro« und »Garderobe« benutzten. An diesem Ort saß ich stundenlang, um während unserer Einsatzzeit auf die abgelegten Jacken und Taschen unserer Belegschaft aufzupassen. Hier fanden mich meine Kollegen, wenn sie Fragen hatten, wenn es technische Fehler gab, wenn sie

unerwartet Leerlauf hatten und neu disponiert werden konnten. Lange Tage verbrachte ich dort, mitten im Ankunftsgeschehen. Ich muss gestehen, dass ich selbst nach so vielen Jahren keine halbe Stunde bei der Ankunft oder beim Abflug einer Maschine ohne Tränen der Rührung zuschauen kann. Wiedersehen und Abschied sind am Flughafen so präsent, so existenziell, dass man das Gefühl hat, das Leben bestehe aus nichts anderem.

Abflug und Ankunft erlebte man in Tegel direkt und in einträchtiger Nachbarschaft. Während rechts nach einer letzten Umarmung und einem Kuss traurige Gesichter zurückblieben, strahlten links die Wartenden in erwartungsvoller Sehnsucht, die dem glücklichen Wiedersehen vorausgeht. Abschieds- und Freudentränen im großen Fluss der Reisen und Reisenden. Unweigerlich tauchte ich regelmäßig in diesen Fluss ein. Um meinen obligatorischen Rundgang anzutreten. Um zu sehen, ob bei meinen Mitarbeitern alles gut lief, ob sie Hilfe brauchten, Fragen oder Schwierigkeiten hatten. Wie es sich für eine gute Koordinatorin gehört.



Außergewöhnliche Architektur: das futuristische Sechseck

Ich bat eine Interviewerin, die gerade Pause hatte, auf unsere Siebensachen aufzupassen, während ich nach oben ging. »In einer Viertelstunde bin ich wieder da!« Dieser Satz ist eher eine Floskel gewesen, jeder von uns war sich im Klaren darüber, dass man es - wenn Tegel voll war - niemals schaffte, in nur fünfzehn Minuten die Runde zu machen. Und Tegel war meistens voll.

Ich verließ unsere Basis. Weit kam ich nicht. Aus dem Gate strömte gerade eine Schar von gelandeten Passagieren. Viele von ihnen blieben stehen, warteten auf weitere, die aus dem Gate traten. Es sammelte sich eine größere Gruppe, bunt zusammengewürfelt, ganz

unterschiedliche Menschen, jede Generation war vertreten. Ihre Kleider waren farbenprächtig und wirkten eher wie eine Verkleidung. Innerhalb von Minuten verwandelte sich die Wartehalle in eine fröhliche Bühne. Einige jonglierten mit Bällen, Diabolos oder ihren Hüten. Jemand saß plötzlich auf einem Einrad und kreiste um seinen Gesprächspartner. Größere Kinder staksten auf Stelzen hin und her. Zwei Füße tauchten jäh vor meinem Gesicht auf. Sie gehörten einem Mann, der Distanzen bevorzugt im Handstand bewältigte. Ein Baby übte, auf der Handfläche des Großvaters stehend, das Balancieren. Verzaubert stand ich inmitten einer Arena. Mit der Maschine aus Oslo war eine Zirkus-Großfamilie angekommen. Die letzten Monate hatte sie in Norwegen verbracht, nun blieben sie alle eine Weile in Berlin und Umgebung. Die Sippe reiste mit dem Flugzeug von Auftrittsort zu Auftrittsort. Die Mehrheit flog, nur wenige fuhren die Zirkuswagen auf dem Landweg. Die Kinder flogen immer mit, für die Schulpflichtigen war eigens ein Lehrer dabei. So sieht moderne Zirkusromantik aus.

Mein Blick wanderte über das schillernde Ensemble. In Tegel wurden Vorurteile umgeworfen und abgegriffene Klischees überraschend bestätigt. Ja, die ganze Welt ist ein Zirkus ... und Tegel war wohl die Manege.



Von Tegel in die Welt: Blick in die Haupthalle

Endlich erreichte ich die Treppe und begab mich hinauf in die kreisförmige Haupthalle, das Terminal A. Von links nahte ein Chinese, er hielt eine Fahne hoch in die Luft – eine Fahne, auf der »Russland« stand. Er war ein Reiseleiter, dem Hunderte chinesische Reisende gehorsam und still folgten. Bevor mich die riesige Touristengruppe erreichte, ergriff ich die Flucht und entschied mich, rechtsherum zu gehen.

In der Haupthalle herrschte ebenfalls reger Trubel. Bis ich mich durchgeschlängelt hatte, wurde ich in der Regel mehrfach angesprochen. Wo sind die Toiletten, die Busse,

und überhaupt, die Gates? Wo ist die Check-in-Halle, die Apotheke, der Abflugbereich? Man brauchte keine Uniform zu tragen, um immer wieder mit Fragen gelöchert zu werden, es reichte ein sichtbarer Flughafenausweis.

Diesmal war es eine malaysische UN-Abgeordnete, die nach London fliegen wollte, die mich ansprach. Sie suchte den Check-in. Die vornehme, sichtlich kultivierte Frau war aufgebracht. Sie verstand den Flughafen Tegel nicht. Allein die Tatsache, dass man direkt am Gate einchecken musste, war für sie unbegreiflich, obwohl sie zweifellos viele Flughäfen dieser Welt kannte. Wahrlich einmalig war es, dass man in Tegel keinen großen Departure-Bereich hatte. Die Abflug- und Ankunft-Gates lagen abwechselnd am Gang des Ringes. Jedes Abflug-Gate hatte sein eigenes Check-in, seinen eigenen Zugang und seine eigene Sicherheitskontrolle in Terminal A. Ich erklärte der Dame diese Abläufe. Nachdem sie eingchecked hatte, staunte sie weiter: Sie durfte noch nicht ins Gate, die Sicherheitskontrolle war noch geschlossen. Sie war extra rechtzeitig hergekommen, weil sie noch ausgiebig shoppen wollte! Ich beruhigte sie: Ihr würde genug Zeit bleiben. Nach der Kontrolle tat sich keine überdimensionale Welt der Shoppingmeilen auf, wie sie es vermutet hatte und von anderen Flughäfen kannte. Bedingt durch die Architektur des Flughafens, gab es hier nur einen kleinen Travel Value Shop. Um den zu durchstöbern brauchte man keine Stunden. Die UN-Delegierte stand verloren da, bis sie von einer Luftsicherheitsassistentin herangewunken wurde. Endlich durfte sie rein! Erleichtert nickte sie mir zu. Ich

sah, wie sie nach der Sicherheitskontrolle im Gate stehen blieb und sich erst suchend, dann verduzt umguckte. Schließlich entdeckte sie den kleinen, aber feinen Shop. Man sah förmlich, wie ihr der Kinnladen herunterklappte, doch dann breitete sich ein Lächeln auf ihren Gesichtszügen aus. Die Panik war Zufriedenheit gewichen. Weniger ist eben oft mehr.

Ich entdeckte vor dem nächsten Gate eine meiner neuen Mitarbeiterinnen, die gerade ihren allerersten Arbeitseinsatz hinter sich hatte. Verstört kam sie auf mich zu. »Mein Interviewpartner eben war ein sehr netter Mann, höflich und zuvorkommend. Ich habe ihn angesprochen, weil ich mich gefreut habe, mit ihm Spanisch zu sprechen, meine Mutter ist ja Spanierin. Er war Mexikaner. Nach meiner ersten Frage fing er an zu schluchzen. Der Arme war nicht in der Lage, ruhig weiterzusprechen, mit gepresster Eunuchen-stimme vertraute er mir an, dass er nach Mexiko fliegt, um seine Mutter zu beerdigen.«

Ich erinnerte mich an ein Interview in Tegel, das ich auf Bulgarisch geführt habe: Ich freute mich sehr darüber, wieder einmal diese Sprache zu sprechen; meine Mama kam aus Bulgarien. Ich sprach eine der Bulgarinnen an. Sie lebte in Berlin, weil ihr Mann an der Deutschen Oper sang. Während die Frau mit mir sprach, vergoss sie bittere Tränen. Ihr Mann war gestorben. Sie flog nach Sofia, um ihn in seiner Heimat zu beerdigen. Ihr Mann flog unten mit, in der gleichen Maschine, im Sarg.

Während ich meine Mitarbeiterin beruhigte und ihr vorschlug, sich als nächsten einen heiteren

Gesprächspartner zu suchen, wurden wir auf eine Gesellschaft von etwa fünfzig Menschen aufmerksam, die den Check-in-Bereich überschwemmt.

Ein hochbetagter türkischer Mann wurde eingecheckt, die anderen waren Begleitung. Nachdem das Gepäck aufgegeben und sein Platz reserviert war, stellte sich der Alte vor das Gate. Wortlos bildete sich vor ihm eine Schlange. Einer nach dem anderen, erst die Älteren, dann die Jüngeren und zuletzt die Kinder, traten an ihn heran. Der Reihe nach führten sie die rechte Hand des Greises an ihre Lippen und küssten sie. Einige deuteten den Handkuss nur an. Manche legten seine Hand auf ihr Auge, andere drückten sie auf ihre Stirn. Geküsst wird von Jüngeren aus Respekt und Achtung gegenüber Älteren. Der Handkuss ist in der türkischen Gesellschaft eine alte Tradition, *el öpmek* genannt, die sich bis heute gehalten hat und vor allem an Feiertagen praktiziert wird. An Festtagen bekommen Jugendliche Geld für das Erweisen ihrer Ehrerbietung. Doch bei dieser Familie ging es nicht um Geld. Die Angelegenheit hier war sehr festlich. Der Abschied schien endgültig zu sein. Der alte Mann kehrte wahrscheinlich für immer in seine Heimat zurück und würde Berlin nie wiedersehen.

Ich musste los, sehr weit war ich mit meinem Rundgang noch nicht gekommen. Wenige Meter weiter wurde mein Blick von einer bunten Familie in wunderbaren Gewändern aus wallenden Stoffen angezogen. Zu ihr gehörten ein etwa fünfjähriger bildhübscher Junge und seine wenig ältere, genauso schöne Schwester sowie deren Mutter und Vater.

Oft und gerne rätselte ich, ob die auf den Bänken vor den Gates Sitzenden auf Ankommende warteten oder selber Passagiere waren. Ich hätte wetten können, dass diese Familie nach Hause flog. Doch wie so oft war es auch diesmal anders. Ihrer Unterhaltung entnahm ich, dass die Familie in Berlin lebte und ihren Neffen aus Sri Lanka erwartete. Die Mutter zupfte wiederholt die Kleider der Kinder zurecht, glättete ihre Haare. Der Neffe, ein sehr dünner, schüchterner, etwa achtzehnjähriger Bursche, kam an. Die Eltern umarmten ihn überschwänglich, der Neffe erwiderte die Begrüßung höflich verhalten. Dann holte er stumm aus seinem Koffer eine Seemannsuniform heraus und hielt sie triumphierend hoch. Die Schüchternheit in seinen Gesichtszügen wich selbstsicherer Vitalität. Stolz plapperte er los, erklärte die Bedeutung der Sterne und Abzeichen. Die Familie hörte gebannt zu. Das war sein *moment of fame*.

Man soll Feste bekanntlich auf dem Höhepunkt verlassen, und so ging ich weiter. Das war gar nicht einfach, denn ich musste mich durch eine Gruppe ungefähr acht Jahre alter, sehr lebhafter Jungs in blauen Trainingsanzügen manövrieren. Sie rannten, hopsten, sprangen herum, und ich hatte enorme Schwierigkeiten, in diesem Gewusel vorwärtszukommen. HJK 04 stand auf ihren Trainingsanzügen. Sie waren die Nachwuchskicker des *Helsingin Jalkapalloklubi*, dem die Tabelle anführenden Fußballverein aus der finnischen Hauptstadt. Wahrscheinlich waren die Jungs deshalb so gut, weil sie nie stillstanden, immer in Bewegung waren. Ich versuchte

mich in ein Fußballspiel hineinzusetzen, dem imaginären Ball zu folgen. Mit diesem Trick fand ich überraschend schnell aus dem Tumult heraus.

Kaum verließ ich das Fußballfeld, wurde ich schon wieder aufgehalten. Hinter einem Grüppchen von Abholern, die auf eine ankommende Maschine aus Düsseldorf warteten, stand eine elegant gekleidete Frau mit einem King Charles Spaniel. Neben ihr ging ein Mann der Reinigungsfirma mit Besen und Wischmopp seiner Arbeit nach. Derweil legte Fiffi sein wertestes Häufchen direkt vor mich hin. Ich blieb fassungslos vor dem stinkenden Ergebnis seiner Verdauung stehen. Die arme Hundebesitzerin! Wie peinlich ihr die Sache sein musste! Doch die Dame zeigte mit einer lässigen Handbewegung auf den Haufen und sagte zu dem Putzmann: »Sie können es wegmachen!«

Kopfschüttelnd ging ich einige Schritte weiter. Um die zwanzig Berufsfahrer saßen auf der Heizung im Gang. Einige kauten ihre Brote, andere tranken Kaffee aus der Thermosflasche. Die meisten spielten Karten. Gleichzeitig schauten sie in meine Richtung hoch und nickten mir zu. Ich nickte zurück. Die Männer saßen jeden Tag hier und warteten auf Regierungsbeamte aus Köln-Bonn. Seit Jahren kamen sie jeden Morgen zum Flughafen, um ihren Fahrgast abzuholen, spielten Karten und hatten hier, auf der Heizung, eine zweite Familie gefunden. Die Maschine landete, sie packten ihre Habseligkeiten ein. Morgen würden die Karten neu gemischt.

Etwas abseits fiel mir ein anderer Fahrer auf, ein einsamer Mann mit weißen Handschuhen. Kerzengerade wartete er mit professionell versteineter Mine. Im Hintergrund hörte ich aus dem Lautsprecher eine ermahrende Stimme: »Der Fahrer des Pkw mit dem amtlichen Kennzeichen B-S 401 wird gebeten, sofort zu seinem Fahrzeug zu kommen!« Ich hätte gern erfahren, wen dieser feine Chauffeur abholte, und pirschte mich näher heran: *Mr Moukhtari* stand auf dem Schild, das er unbewegt hochhielt. Dem Namen nach stammte der Erwartete vermutlich aus Marokko. Die Durchsage wiederholte sich, mit schärferer Stimme und etlichen Ausrufezeichen. Vom Blitz der Erkenntnis getroffen, rannte der Handschuh-Chauffeur hinaus. Eine Sekunde später trat aus dem Ankunft-Gate eine nordafrikanische Familie. Alle sahen sich suchend um. Nachdem der Mann nervös nach allen Seiten Ausschau gehalten hat, ließ er seine Frau und das Baby stehen und wollte den Gang nach demjenigen absuchen, der sie abholen sollte. Ich trat an ihn heran. »Mr Moukhtari?« In diesem Augenblick kam der Fahrer schon zurück. Er verlangsamte seine Schritte, blieb kerzengerade vor dem Herrn stehen und hob sein Schild. Man merkte ihm die Aufregung der letzten Minuten nicht an, er war jetzt wieder der perfekte Chauffeur. Er geleitete die Familie zu seinem Auto, das er vermutlich gerade vorm Abschleppen gerettet hatte.

Zufrieden begab ich mich zum nächsten Gate und entdeckte dort einen weiteren Mitarbeiter. Ich wartete, bis er das Interview beendete. Ein älteres Ehepaar blieb

ebenfalls genau hier, dicht neben mir, stehen. Der Mann hatte den Kopf einer Bulldogge und einen riesigen Schnurrbart. Ein fetter Dickwanst mit ausgebeulten Hosen und der dazu passenden Safari-Outdoor-Weste für scheinaktive Rentner. Seine Frau war winzig, nur Haut und Knochen, und wog samt Koffer höchstens vierzig Kilo. Es wunderte mich wenig, dass ihr offensichtlich irgendwann der Appetit vergangen war, da ihr Mann sie pausenlos schikanierte. Wegen jeder Kleinigkeit wurde sie angeraunt. Sie sagte, sie musste auf die Toilette, er segnete das tatsächlich mit einem »In Ordnung!« ab. Ihre Abwesenheit dauerte länger als eine ausgedehnte Pinkelpause. Der Mann schaute ständig auf die Uhr und wurde sichtlich unruhig; er konnte es anscheinend nicht ertragen, die Kontrolle über seine Gattin verloren zu haben. Unruhig lief er hin und her. Minuten später tauchte sie wieder auf. Als er sie nur von Weitem sah, hob er die Faust und schüttelte sie. Kaum war seine Frau bei ihm angekommen, schlug er sich die Faust in die Handfläche. Mein Gefühl sagte, wenn die beiden nicht unter Menschen gewesen wären, hätte er zuschlagen. Die Frau ertrug alles, ohne eine Miene zu verziehen. Sie war gar nicht in der Lage, eine Miene zu verziehen, denn von den vielen Gesichtsoperationen und Unmengen von Botox war ihr jede Mimik abhandengekommen. Auch eine Möglichkeit, immer cool zu bleiben. Zumindest äußerlich.

Hinter mir auf der Heizung saßen drei ältere Frauen in sichtlicher Reisevorfreude. Kichernd unterhielten sie sich. Ich schnappte auf, dass sie seit dreißig Jahren jährlich eine

kleine Freundinnen-Reise unternahmen. Es wurde Zeit für sie, ins Gate zu gehen. »Connie, hast du genug Wasser getrunken?« »Ja.« »Und hast du deinen Blutverdünner genommen?« »Vorhin schon.« »Sind deine Stützstrümpfe eingepackt?« »Im Handgepäck.« Die drei waren gerüstet gegen jegliche Gefahr von Thrombose und bereit, einen langen, weiten Flug anzutreten. Sie verschwanden im Gate nach Düsseldorf.

Ich stapfte weiter den Gang entlang und stolperte fast über einen am Boden schlafenden jungen Mann. Nichts Seltenes. Neulich zum Beispiel schlief eine komplette italienische Schulklasse auf dem Boden: nach Alkohol muffelnd, Arm in Arm, Bein an Bein, Hintern an Hintern, mit unschuldig seligem Lächeln auf den Lippen. Die leisesten Italiener, die ich je gesehen hatte. Ständig traf man in Tegel auf irgendeinen Obdachlosen, der hier oder da schlummerte, doch noch nie hatte ich einen Schlafenden vor einem Ankunft-Gate, mitten im Durcheinander der Wartenden gesehen! Er lag auf dem Bauch und schlief tief und fest. Ein gut angezogener junger Mann mit angesagten Markenklamotten. Ich überlegte, ob er Hilfe brauchte. Die Passagiere rieselten langsam aus dem Gate. Da kam eine junge Frau zu ihm, legte ihre Tasche ab, fing an, ihn sanft zu streicheln und wachzuküssen. Leise flüsterte sie ihm zu »Ich bin gelandet.« Lächelnd öffnete er die Augen, sie umarmten sich, standen auf und gingen. Vermutlich nach Hause, um weiterzuschlafen.

Nicht alle Landungen und Ankünfte waren so sanft. Eine Mutter und ihr kleines Kind stürmten aus dem Gate.

Passend zum Kleid der Mutter schimmerte das Gesicht des Mädchens purpurrot. Plötzlich wurde es gelb, dann grün. Sie rannten zum nächsten Mülleimer. Die Mutter schaute noch schnell auf die Aufschriften - Restmüll - Papier - Kunststoff - und schob den kleinen Kopf in letzter Sekunde über den Restmüll. Einen Augenblick später erbrach das Mädchen. Reiseaufregung. Pepe, der Securitas-Mitarbeiter am Ausgang des betroffenen Ankunft-Gates, telefonierte schon nach einer Reinigungskraft.

Zeit zu gehen, dachte ich. Als ich mich umdrehte, flitzte ein kleiner Junge an mir vorbei und verschwand durch die sich gerade öffnende Tür im Sicherheitsbereich. Pepe hatte wieder den Telefonhörer in der Hand, die Eltern redeten verzweifelt auf ihn ein. Sein Blick schien sie zu beschwichtigen. »Ich darf leider die Kontrollstelle nicht verlassen, aber ich habe gerade Hilfe gerufen. Wenn der Kollege da ist, hole ich den Kleinen sofort zurück.« Zum Glück zeigten die Eltern Verständnis. Der Junge konnte ja dort nicht raus, er würde mit einem Schreck davonkommen. Es gab Eltern, die sich mit Gewalt Zutritt zum Sicherheitsbereich verschafften, um ihre Kinder zu holen. Pepe sagte: »Wir hatten hier wirklich schon alles. Die komplette Palette.«

Einige Schritte weiter wurde es wieder ruhiger, die Menschentrauben vor den Ankunftstüren hatten sich aufgelöst, die Abflug-Gates waren geschlossen. Kurze Atempause. Kinder spielten im Gang mit ihren Fernlenkautos. Ein Geschäftsmann wurde von einer vorbestellten Taxifahrerin ein wenig verspätet abgeholt.

»Wo waren Sie denn?« Sie war erstaunt über seine Gereiztheit. »Ich stand im Stau. Habe versucht, Sie anzurufen, aber konnte Sie nicht erreichen!« »Ich saß ja auch im Flieger.« Schweigend verließen sie den Flughafen.

Wie undankbar. Ich habe unzählige Reisende getroffen, die hier ankamen und dann festgingen. Die gar nicht abgeholt wurden. Die verzweifelt versucht haben, zu telefonieren und ihre Kontaktperson in Berlin zu erreichen. Die Telefonzellen in Tegel waren oft defekt. Seit ich einen Handyvertrag mit Flatrate hatte, ließ ich mein Mobiltelefon tagtäglich den sitzen gelassenen Ankömmlingen. Ich tippte die Nummer immer persönlich ein. Die Berlin-Gäste konnten dann gemütlich alle Einzelheiten klären.

Herrlich, wenn der volle Gang nach Stoßzeiten leer wurde. Jetzt ein Espresso! Es war kein Zufall, dass dieser Gedanke sich meiner genau vor der Illy Bar bemächtigte, das hatte ohne Zweifel mit Pawlowschen Reaktionen zu tun. Ich bestellte einen Espresso. Die Bar war jetzt fast leer, nur eine Frau und ein Mann saßen nebeneinander an einem Tisch, beide tief in die Beschäftigung mit ihrem Smartphone versunken. Sie saßen zusammen, doch jeder für sich in seiner eigenen Welt. Dann legte die Frau ihr Smartphone weg, lächelte den Mann an. Ich war erleichtert, die Welt war doch nicht verloren, die Menschen konnten auch noch miteinander! Ich hoffte, dass sie sich endlich unterhalten würden. Aber nein, ohne ein Wort von sich zu geben, richteten beide ihre Blicke - immerhin gemeinsam - auf das Smartphone des Mannes.